Der Hausfreund

Zeitschrift für Gemeinde und Haus • Organ der Baptistengemeinden in Polen

Nummer 15 | 14. April 1929 | 35. Jahrgang

Schriftleiter: A. Knoff, Łódź, ul. Smocza 9a. Postadresse: A. Knoff, Łódź, skrz. poczt. 342

„Der Hausfreund“ ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zł. 2.65, 3 u. mehr Ex. je Zł. 2.25. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk. 8. Postscheckkonto Warschau 62.965. Gaben aus **Deutschland** werden an das Verlagshaus der deutschen Baptisten, Cassel, für Rechnung des „Hausfreund“ erbeten, aus **Amerika** und **Canada** an den Schriftleiter.

Ruhm der Gnade.

Von der Gnade laßt uns singen,
Laßt dem Herrn uns Psalmen bringen,
Rühmen Seine reiche Huld,
An uns je und je erwiesen;
Ewiglich werd' Er gepriesen,
Denn Er tilgt all' unsre Schuld.

Wer vermag Ihn zu ergründen,
Der mit Blut gesühnt der Sünden
Unermeßlich große Zahl,
Uns erlöste vom Verderben,
Ja, uns läßt den Himmel erben:
Alles dies aus freier Wahl!

Gnade ist es, nichts als Gnade,
Die uns auf des Lebens Pfade
Rief und schafft' uns süße Ruh.
Gnade ist's, die für uns streitet,
Die uns führet, die uns leitet
Jenen Zionshöhen zu.

Preis, Erbarmer, Deinem Namen!
Alles in uns sage Amen,
Bete an vor Deinem Thron.
Leib und Seele soll Dich loben
Tag für Tag, bis Du erhoben
Uns zu Dir, o Gottessohn!

H. Windolf.

Gnade und Friede.

1. Petri 1, 2.

Die natürliche Höflichkeit hat zu allen Zeiten den Gebrauch unter den Menschen eingeführt, ihre Anreden durch Grüße und Wünsche zu würzen. Die Apostel haben diesen Gebrauch beibehalten, aber in einer ihres Berufs würdigen und geistlichen Weise. In ihren Begrüßungen wehte derselbe Geist, der alle ihre Unterhaltungen belebte. Hier finden wir den Gruß, den sich die Israeliten bei ihrem Begegnen zuriefen: „Friede!“ und den, der bei den Griechen gebräuchlich war: „Gnade“ oder Freude. Wenn diese Anrede aus aufrichtigem Herzen kommt, so ist sie ein Zeichen christlicher Liebe, mit welchem sich die Menschen gegenseitig Gottes Segen zurufen und wünschen. Betrachten wir nun den Inhalt der apostolischen brüderlichen Wünsche, und zwar zuerst die Gnade.

Wir wollen uns hier nicht auf eine nähere Beschreibung der Lehre von den verschiedenen

Gnadengaben einlassen, auch nicht untersuchen, in welchem Sinne dieses Wort hier gedeutet werden soll. Es handelt sich hier um die Gnade Gottes, die den Sünder rettet; und ohne Zweifel nimmt es der Apostel, da er es an seine zerstreuten und leidenden Brüder richtet, in seiner weitesten und vollsten Bedeutung.

Die zuvorkommende Gnade, die helfende, die wirkende, die heilsame Gnade, die rettende Gnade und wie diese Gnaden noch weiter heißen, — ist es nicht immer dieselbe Gnade, wenn auch unter verschiedenen Namen? Ist das Meer, das seine verschiedenen Benennungen nach den Himmelsgegenden und nach den Ufern erhält, die seine Wellen bespülen, nicht überall der unendliche Ozean? Wenn man hier einen Unterschied machen darf, so könnte man sagen: Alle diese Gnaden beschränken sich auf zwei Begriffe: die Gnade in ihrem Ursprung — das ist die Liebe Gottes; und die Gnade in ihren Erweisungen — das ist die Frucht dieser Liebe oder der besondere Segen, den Gott reichlich zuteilt denen, die Sein geworden sind. Die Erste, die Liebe Gottes, kann sich weder vermehren noch vermindern, aber sie kann sich vervielfältigen und überfließen in ihren Wirkungen. Und das ist, was der Apostel seinen Brüdern wünscht. Und dies sollte auch der Inbegriff aller christlicher Wünsche sein. Der Erlöste soll alles andere für nichtig achten, hingegen fest entschlossen sein, sich einen Teil dieser göttlichen Liebe zu erringen und nach dem Zeugnis seines Gewissens streben, daß er diese Liebe wirklich besitze, und Früchte der Heiligung hervorbringen.

Dieses Licht verbreitet Glanz und Freude bis in die finstersten und traurigsten Winkel des Herzens hinein; alle andern Freuden sind ohne seine Strahlen, was diese Erde ohne Sonne: tiefe Finsternis. Glückselig die, welche dieses Licht der göttlichen Liebe haben, denn es wird sie führen und sie leiten zu der Stadt, die weder der Sonne noch des Mondes bedarf, denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und das Lamm ist ihre Leuchte.

Von der Gnade unzertrennlich ist der Friede. Er wächst und gedeiht über ihr, wie die Blume über ihrer Wurzel. In unserer Stelle finden wir in der Tat zwei Momente als Ursache und Wirkung: Die Versöhnung mit Gott (die Gnade) und die Ruhe der Seele (der Friede).

Die Ursache der Feindschaft zwischen Gott und den Menschen ist der Ungehorsam, die Sünde, sie gräbt den Abgrund immer tiefer, der sie von der einzigen Quelle des Friedens trennt. Die Gnade Gottes aber bietet an, schenkt und schließt den Frieden; ohne sie würde das höchste Gut dem Menschen niemals zuteil werden und er würde untergehen in seinem Ungehorsam. Und darin besteht vor allem das Wunder der göttlichen Gnade, daß der allmächtige Gott herabsteigt und dem sündigen Menschen den Frieden nicht allein anbietet, sondern ihn auch anzunehmen bittet, während Er ihn doch gerechterweise vernichten könnte.

Der Urheber dieses Friedens ist Jesus Christus, der ihn mit Seinem Blute erkauft, und durch Seinen Tod die Feindschaft vernichtet hat (Eph. 2, 15). Dieselbe Liebe und freie Gnade Gottes hat dieses Mittel erfunden. Sie begnügt sich nicht, dem Sünder den Weg zum Frieden aufzutun, sondern sie lehrt ihn auch, wie er ihn empfangen kann, schenkt ihn und gibt ihm den Glauben, mit dem er ihn ergreifen und sich dessen freuen soll.

Dieser Versöhnung mit Gott verdanken wir den Frieden der Seele, die Ruhe des Gewissens und des von tausend Aengsten und falschen Hoffnungen gequälten und getäuschten Geistes; dieser Friede ist unerschöpflich, er kann wohl eine Zeitlang durch Glaubensschwäche und durch die Macht der Versuchung getrübt werden, die Seele kann sich in Stunden der Prüfung verlassen fühlen, weil ihr das Angesicht Gottes verborgen ist. „Wenn du dein Angesicht verbirgst," rief David, „so erschrecke ich" (Ps. 30, 8). Sind aber solche trübe Prüfungsstunden vorüber, so stärkt und belebt sich die Seele aufs neue, wie die Natur nach einem Sturm in den belebenden Strahlen der Sonne schöner grünt und blüht. Was dem wahren Christen in den trübsten Tagen seiner Pilgerschaft zum bleibenden Trost gereicht, ist die Gewißheit, daß die Liebe und die Gnade Gottes weder von seinem Gefühl in ihm noch von irgend etwas anderem außer ihm abhängen, sondern immer unveränderlich und unerschütterlich bleiben.

Alle Menschen wünschen Frieden und Ruhe des Geistes; aber sie suchen gewöhnlich dieses kostbare Gut, wo es nicht zu finden ist. Nichts kann der Seele eine so sanfte und bleibende Ruhe geben, wie das Gefühl ihres Friedens mit Gott. Dieser Friede eines Jüngers Jesu, „der über alle Vernunft geht", kann je länger je mehr zunehmen in der Seele, und das ists, was der Apostel seinen Brüdern wünscht. Wer

Gottes Gnade und Seinen Frieden geschmeckt hat, der sehnt sich immer wieder danach, mehr damit erfüllt zu werden. Die Unersättlichkeit der irdischen Wünsche ist eine Krankheit, und zwar eine unheilbare Krankheit, die durch den Genuß der Freuden nur immer schlimmer wird. In geistlichen Dingen aber ist diese heilige Begierde eine Tugend, die unser Heiland selig preist.

Aus der Werkstatt

Das Osterfest, in welchem die Auferstehungsbotschaft auf mannigfache Weise verkündet wurde, ist nun vorüber, und wir sind in die Zeit eingetreten, da sich der Auferstandene Seinen Jüngern zu verschiedenen Malen und unter verschiedenen Umständen offenbarte und sie tröstete, belehrte, auf ihre künftigen Aufgaben aufmerksam machte und sie für dieselben vorbereitete. Sein Gruß beim Eintreten in ihren Kreis war gewöhnlich der unter den Juden gebräuchliche: „Friede sei mit euch!“ Und doch war es nicht nur ein gewöhnlicher Gruß, dessen sich Jesus bediente, um einer bloßen Form zu genügen, wie die Juden es zum größten Teil taten, sondern um den friedensbedürftigen Jüngern auch tatsächlich den Frieden zu geben, der höher ist denn alle Vernunft, den Frieden des Herzens, den Frieden mit Gott, den Er durch Seinen Gang nach Golgatha, Seinen Tod am Kreuze, Seine Grablegung und Auferstehung aus dem Grabe zustande gebracht hatte. Diesen Frieden, den die Welt nicht kannte, konnte Er nach Seiner Auferstehung den Seinen verkünden und ihn als eine Gnadengabe Gottes anpreisen. Die Jünger öffneten demselben ihre Herzen und gewannen dadurch wieder Zuversicht und einen festen Halt. Jesus rüstete sie zu Seinen Friedensboten aus und befähigte sie, die Friedensbotschaft und die Friedensbedingungen den Feinden Gottes, der verlorenen Welt zu bringen. Seit der Zeit tönt nun die Friedensbotschaft durch die Welt und ist von einer unzählbaren Schar mit Freuden begrüßt und zu ihrer Versöhnung mit Gott angenommen worden. Doch die größte Mehrzahl verschließt ihr Herz gegen den Frieden mit Gott und verharrt Gott gegenüber in feindlicher Stellung. Und weil die Meisten keinen Frieden mit Gott haben, können sie auch die Wege zu einem friedlichen Verhältnis unter einander nicht finden. Der Friede mit Gott hat von Gottes Seite Liebe zur Grundlage, und von der Seite des Menschen Glauben. Dies sind zwei unüberwindliche Faktore, denn die „Liebe ist stärker als der Tod,“ und „der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ Nur auf solcher Grundlage fundierter Friede kann bestehen und segenbringend sein. Besteht aber der Friede nur in dem Bewußtsein der Ueberlegenheit des Andern, im Wettstreit der Rüstungen zu Wasser, Land und Luft, in Kanonen, Dynamit und Giftgasen, so ist es kein wahrer Friede, sondern eine verborgene Feindschaft, die nur auf einen günstigen Augenblick wartet, um verderbenbringend über den Nächsten herzufallen und seine längst gefaßten Pläne zu verwirklichen. Wohl hören wir wiederholt, daß die Sehnsucht nach einem dauernden Frieden vieler Herzen bewegt und Veranlassung zu Aussprachen und Debatten in den Sitzungen führender Männer gibt, aber so lange Eigenliebe und Eigennutz der allgemeinen Liebe und dem allgemeinen Wohlwollen, so lange Mißtrauen gegen einander dem Vertrauen im Wege stehen, wird es keinen allgemeinen Frieden geben. Diese fehlenden Motive kann nur das Evangelium schaffen wenn das ganze Leben mit all seinen Interessen unter dasselbe gestellt wird, und so lange dies nicht geschieht, wird es immer nur Einzelne geben, die das köstliche Gut des Friedens mitten in der sie umgebenden Feindschaft genießen werden, bis Jesus, der große Friedensfürst, wiederkommen und Sein Reich des Friedens auf Erden aufrichten wird. Bis dahin wollen wir aber als Gläubige uns als treue Friedenskinder und Friedensträger betragen und nicht versäumen, unsre Mitmenschen auf die Quelle des Friedens, Jesum, hinzuweisen, damit noch viele Ruhe für ihre Seele finden können.

Charakterbildung.

Christliche Charakterbildung ist die Erziehung zu einem christusähnlichen Charakter. Welches sind die Grundzüge eines solchen? Die Antwort auf diese Frage finden wir in 1. Petr. 2, 1—10. 21—25. Ein wahrhaft christlicher Charakter ist frei von Selbstsucht. Darum hat er nach 1. Petr. 2, 1 abgelegt alle Bosheit in der Gesinnung gegen andere, Betrug, Lüge und Heuchelei, Neid wohnt nicht in ihm und Afterreden befleckt seine dem Herrn geweihte Zunge nicht mehr. Dagegen ist ein christlicher Charakter in der vollsten Abhängigkeit von Christus. Christus ist der Grund, darauf er sich erbaut, sich bildet. In Christus hat er die Fülle göttlicher Kraft, die ihn befähigt zu solch einem Wandel vor der Welt, an dem die Tugenden Jesu offenbar werden. Ob er Knecht, Arbeiter, Untertan, Herr oder Regent ist, er lebt der Welt den Gehorsam Christi gegen göttliche und menschliche Ordnung, die Demut, Sanftmut und reine Liebe Christi vor; er kann Unrecht ertragen und ist frei von Empfindlichkeit, da er erlöst ist — von sich selbst.

Wie bildet man sich zu einem christlichen Charakter? Goethe sagt: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, ein Charakter in dem Strom der Welt.“ Das ist nur teilweise wahr. Die größten biblischen Charaktere sind in der Stille gebildet. Wie? Matth. 7, 24—29 gibt die Antwort: durch Gehorsam gegen Gottes Wort. Prüfen wir diese Antwort an Charakteren, die uns die Bibel zeichnet. Wie wurden

Henoch, Joseph, Mose, Josua, Samuel, Elia, Johannes der Täufer u. a. zu so leuchtenden Gestalten der Geschichte, zu Männern, wie aus Fels gehauen? Sie wurden es durch unbedingten Gehorsam gegen Gottes Wort. Und den hatten sie gelernt in der Stille ihres Gebetskämmerleins. Hier sind nicht nur die größten Taten der Geschichte geworden, hier sind auch die größten Charaktere zu dem geworden, was sie sind. Denn dort fanden sie den festen und unbeweglichen Stützpunkt, von dem aus sie die Welt aus den Angeln heben und überwinden und sich selbst entwickeln konnten zur Christusähnlichkeit. Wie wurden dagegen Kain, Lots Weib, Bileam, Simson, Saul, Salomo, Judas, Simon der Zauberer, Ananias und Sapphira zu jenen charakterlosen Personen? Durch Ungehorsam gegen Gottes Wort. Ungehorsam verdarb alle guten Anfänge in ihnen, machte sie zu Spielbällen der Sünde, nahm ihnen den Charakter oder machte sie teilweise zu dämonischen Charakteren.

Welche Bedeutung hat christliche Charakterbildung? Das beantwortet uns Hebr. 11 Christusähnliche Personen sind es, die Gott brauchen kann zu seinen Zeugen vor der Welt, sie stellen die Herrlichkeit der Gnade dar, aber auch die Kraft des Geistes, denn sie sind Leute des heiligen Trotzes gegen alles ungöttliche Wesen, und Leute der seligen Freude in hrem Gott. Christliche Charaktere sind die lebendigen Steine, die Gottes Hand bearbeitet zum Aufbau des Tempels, der Behausung Gottes im Geist. Sie sind die heiligen Priester, die die Welt auf Händen des Gebets tragen und durch ihr Gebet die Welt regieren. Und sie sind es, die der Herr einst zu Säulen machen will im Hause unseres Gottes, denn sie haben sich bewährt.

Was ist Religion?

„Was ist Religion?" fragte jemand achselzuckend einen Prediger. „Nach den Erfahrungen, die ich mit manchen frommen Leuten gemacht habe, muß ich gestehen, daß mir die christliche Religion durchaus nicht zusagt." „Denken Sie sich," antwortete der Prediger, „wir besuchen einen Künstler in Rom und fragen ihn: „Was ist Malerei?" Würde er uns wohl zu irgend einem Klekser hinführen und uns auf dessen traurige Malereien hinweisen, um uns einen Begriff von dieser Kunst zu geben? Nein, sondern er würde uns vor die Werke eines Raffael oder Michelangelo stellen und sagen: „Das ist Malerei!" Und Sie haben einige Leute kennen gelernt, die sich für fromm ausgaben, ohne es wirklich zu sein, und nach diesen Zerrbildern beurteilen Sie die christliche Religion? Ich weise Sie hin auf die vielen Männer und Frauen, die durch das Evangelium zu einem Leben in rechtschaffener Heiligkeit und Gerechtigkeit gelangt sind. Auf diese Meisterwerke der göttlichen Gnade blicken Sie, wenn Sie wissen wollen, was Religion ist!"

Die ersten Christen.

Der Wandel.

Fortsetzung.

In noch viel schwierigere Lage brachten den Christen manche besondere Lebensverhältnisse. Dem christlichen Sklaven trug sein Herr etwas auf, was ihm, dem Heiden ganz unverfänglich war, aber dem christlichen Sklaven als Sünde galt, und doch war er ganz in die Gewalt seines Herrn gegeben, der ihn, wenn er's nicht tat, geißeln oder töten lassen konnte. Die christliche Frau, die einen heidnischen Mann hatte, wie sollte sie ihren religiösen Verpflichtungen nachkommen, den Gottesdiensten beiwohnen, Kranke besuchen, Fremde beherbergen, Almosen austeilen, ohne bei ihrem Manne Anstoß zu geben? Der Beamte, der Soldat, wie sollte er es machen, seinen Dienst zu tun und doch seinen Glauben nicht zu verleugnen? Lange galt beides für ganz unvereinbar, und der Beamte gab lieber sein Amt auf, der Soldat trat aus dem Soldatenstande aus, um Christ bleiben zu können. Solche, denen das nicht möglich war, mußten vielfach die Treue gegen ihren obersten Herrn mit ihrem Blute bezahlen. Auch sonst mußte mancher, um Christ zu werden und zu bleiben, sein Gewerbe, sein Geschäft, aus dem er seinen Lebensunterhalt bezog, daran geben. Alle, die vom heidnischen Kultus gelebt hatten, Diener und Arbeiter bei den Tempeln, Bildhauer, Weihrauchverkäufer, auch Schauspieler, Fechtmeister in den Gladiatorenschulen u. s. w. ließ die Gemeinde erst dann zur Taufe zu, wenn sie ihr Geschäft aufgaben, und wer ein solches Geschäft als Christ übernahm, wurde aus der Gemeinde ausgeschlossen.

Ueberhaupt war die in den Gemeinden

geübte Zucht streng. Ueber die Sitten und den Lebenswandel der Gemeindeglieder wurde sorgsam gewacht, Verfehlungen ernstlich gerügt. Die in grobe Sünden, sogenannte Todsünden, fielen, wozu man Götzendienst, Gotteslästerung, Ehebruch, Unzucht, Mord, Betrug und falsches Zeugnis rechnete, wurden aus der Gemeinde ausgeschlossen. Erst nach längerer Prüfung und nachdem sie Beweise ihrer ernstlichen Reue gegeben, konnten sie wieder aufgenommen werden. Dieses jedoch nach älterer Praxis nur einmal. So war die Gemeinde bemüht, sich durch strenge Zucht von unlauteren Elementen frei zu halten und zugleich den Schwachen einen Halt zu bieten. Wohl fehlte es trotzdem nicht ganz an unlauteren Elementen, und Schwachheit kam auch genug zu Tage. Eine vollkommene Gemeinde der Heiligen ist auch die älteste Gemeinde nicht gewesen, sondern ein Acker, auf dem Weizen und Unkraut durcheinander wächst, aber bei alledem dürfen wir doch sagen, die Christengemeinden standen da wie weithin scheinende Lichter mitten in der Finsternis. Sie bewiesen durch ihren Wandel, daß hier neue Lebensmächte, Kräfte der zukünftigen Welt vorhanden waren, fähig, die alte verfallende Welt von innen heraus zu erneuern.

Sollte die menschliche Gesellschaft wirklich erneuert werden, so mußten neue Fundamente gelegt werden. Die liegen aber in der Ehe und in der Familie. Diese Fundamente waren in der heidnischen Welt verfallen. Das Christentum erneuerte sie, indem es die Freiheit der Ehe herstellte, die Ehe mit neuem Geist erfüllte, dem Weibe seine gottgewollte Stellung wieder anwies, es aus der Sklavin des Mannes wieder zu seiner Gehilfin machte.

Im Altertum hatte die Ehe, wie Alles, ihren Schwerpunkt im Staate. Dem Staate Bürger zu erziehen, war der Zweck. Deshalb war auch der Einzelne dem Staate gegenüber verpflichtet, in die Ehe zu treten, und der Staat sah sich, wie schon oben bemerkt, zuletzt genötigt, die Erfüllung dieser Pflicht mit Strafen zu erzwingen. Das Christentum machte die Ehe frei, es achtete die individuelle Freiheit und überließ es dem Einzelnen, ob er in die Ehe treten wollte oder nicht. Es achtete auch den ehelosen Stand, und wenn wir freilich zugestehen müssen, daß gerade nach dieser Seite hin bald falsche, unevangelische Gedanken Raum gewannen, eine Ueberschätzung des ehelosen Lebens als eines Standes besonderer Heiligkeit, wovon die Schrift nichts weiß, sich geltend machte, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß in der Achtung des ehelosen Lebens zugleich eine Ueberwindung der falschen heidnischen Anschauung von der Ehe lag.

Denn davon, die Ehe selbst zu Gunsten des ehelosen Lebens zu verachten, war man damals noch weit entfernt. Im Gegenteil erhielt jetzt erst die Ehe ihre Ehre, indem sie als eine Gottesordnung erkannt und dem entsprechend behandelt wurde. Die Ehe wurde unter Mitwissenschaft und Einwilligung der Gemeinde geschlossen. Beabsichtigte Ehen wurden dem Bischofe angezeigt und unter dessen Segen eingegangen. Ehen, die ohne Mitwirkung der Gemeinde geschlossen waren, galten als keine wahren Ehen. Der Ehe wurde ein höheres Ziel gesteckt als es die heidnische Ehe je gekannt. „Sie ist", sagt Klemens von Alexandrien, „eine Schule der Tugenden für die Eheleute zu ihrer eigenen Erziehung und zur Erziehung ihrer Kinder für die Ewigkeit. Jedes Haus, jede Familie muß ein Abbild der Kirche sein, denn, spricht der Herr, 'wo zwei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.'" Es ist ein viel engeres, tieferes Band, daß jetzt Mann und Weib in der christlichen Ehe verbindet, das Band des gemeinsamen Glaubens. Wir finden bei Tertullian ein Lob der christlichen Ehe, wo er die volle christliche Ehe, in der Beide, Mann und Weib, Christen sind, mit der Mischehe, der Ehe eines christlichen Weibes mit einem heidnischen Manne, vergleicht, und aus dem wir nicht nur sehen, wie hoch die Ehe geachtet war, sondern auch erkennen können, was das Christentum aus der Ehe machte, indem es sie mit christlichem Geiste durchdrang. „Wie soll ich der Aufgabe genügen, das Glück einer Ehe zu schildern, welche die Kirche zusammenfügt, das dargebrachte Opfer bestätigt und der Segen besiegelt, welche die Engel verkündigen und der Vater für gültig erklärt? Was für ein Joch zweier Gläubigen die eine Hoffnung haben, eine Lebensregel, die einem Herrn dienen. Beide sind sie Bruder und Schwester, beide Mitknechte; da ist keine Trennung des Fleisches oder des Geistes. Da sind wahrhaft zwei in einem Fleisch, wo aber ein Fleisch ist, da ist auch ein Geist. Zusammen beten sie, zusammen knien sie, zusammen fasten sie, eins das andere belehrend, eins das andere ermahnend, eins das andere tragend. Mit ein-

ander sind sie in der Kirche, mit einander beim Mahle des Herrn, mit einander in Trübsalen, in Verfolgungen, in Zeiten der Ruhe und Erquickung. Keines verbirgt etwas vor dem andern, keines meidet den andern, keines ist dem andern zur Last. Ungehindert werden die Kranken besucht, die Armen unterstützt. Da werden ohne Zwang Almosen gegeben, ohne Bedenklichkeiten Opfer gebracht, ohne Hindernis wird die tägliche Andacht gehalten. Im Wechselgesang erschallen Psalmen und Lieder; sie wetteifern mit einander, wer am besten seinen Gott lobt. Christus freut sich, wenn Er solches sieht und hört, ihnen sendet Er Seinen Frieden. Wo zwei sind, da ist auch Er; wo Er ist, da ist der Böse nicht." In einem Hause, wo es so bestellt war, da konnten auch die Kinder aufwachsen in Zucht und Vermahnung zu dem Herrn, und von solchen christlichen Familien sagt Klemens von Alexandrien mit Recht: „Die Mutter ist der Ruhm der Kinder, die Frau ist der Ruhm des Mannes, beide sind der Ruhm der Frau, Gott ist der Ruhm aller insgesamt."

Wie das ganze Volksleben auf dem Bestande des häuslichen Lebens ruht, so hängt dieses wieder davon ab, welche Stellung die Frau einnimmt. Zwar soll in der Ehe der Mann Herr sein nach Gottes Ordnung, aber der ganze Charakter der Häuslichkeit und des Familienlebens wird doch mehr durch die Frau als durch den Mann bestimmt. Darum konnte in der Heidenwelt kein gesundes Familienleben bestehen, weil die Frau nicht die rechte Stellung einnahm. Bei den Griechen war sie des Mannes Sklavin, bei den Römern war sie zwar höher geehrt, aber doch auch rechtlos dem Manne gegenüber. Die volle, ganze Menschenwürden hat das Altertum dem Weibe niemals zugestanden. Voll und ganz Mensch war nur der Mann. Das Christentum befreite das Weib aus dieser Knechtschaft und Rechtlosigkeit, indem es das Weib dem Manne in dem, was das Höchste ist, in der Beziehung zu Christo und dem Gottesreiche, gleichstellt. Sie ist auch Miterbin des Lebens. Daraus folgt alles Uebrige von selbst. Bleibt sie auch nach der natürlichen Seite des Lebens dem Manne untergeordnet, so ist sie doch jetzt nicht mehr seine Magd, sondern seine Gehilfin. „Du hast es nicht für unwert geachtet, deinen Sohn von einem Weibe geboren werden zu lassen," sagt das Einsegnungsgebet der Diakonissen in der alten Kirche. Diese Tatsache, die Geburt des Gottessohnes von einem Weibe, gibt dem Weibe überhaupt eine andere Stellung. Zwar wie Gott das Weib zum Dienen geschaffen hat, so bleibt auch in der Gemeinde sein Beruf zu dienen. Oeffentlich lehren soll das Weib in der Gemeinde nicht, denn das würde ihm eine Autoritätsstellung geben, die ihm nicht zukommt. Aber wie alles in der Gemeinde Dienst ist, auch das Lehramt, auch das Regieramt, so liegt darin keine Zurückstellung des Weibes, sondern es wird ihm nur der der Schöpfungsordnung Gottes entsprechende Platz angewiesen. Emanzipierte Frauen sind ein Produkt des heidnischen Wesens, wie denn zu den Zeiten des Verfalls auch in Rom trotz der niedrigen Anschauung vom Weibe, emanzipierte Weiber, die mit den Männern die Nacht durchzechten und in der Gladiatorenrüstung fochten, sich breit genug machten. Aber als Mütter, die dem Christentum große Männer erzogen, als Diakonissen im Dienst der Barmherzigkeit, als Märtyrerinnen, die mit den Männern um den ewigen Kranz rangen, dienend überall, betend, arbeitend, duldend, so haben sie den großen Kampf mitgefochten, und wahrlich, es ist nicht der kleinste Anteil am Siege, der ihnen gebührt.

Fortsetzung folgt.

Aus dem Buch der Vergangenheit.

Erzählung von N. F.

Fortsetzung.

Thomas Cooper und seine Frau waren während dieser Jahre auch sanft und still heimgegangen, wie sie gelebt. Hätte der vereinsamte Mann zu diesen fliehen können, vielleicht wäre ihm die Seele genesen. So aber beherrschte ihn je mehr und mehr nur der eine Gedanke an seine Mutter. Was sollte er länger in Amerika? Sein Haus, seine Felder, seine Bäume, sein Garten, es kam ihm alles vor wie ein Grab, darin sein Weib und seine Kinder starr und tot vor seinen Augen dalagen. Er mußte zu der einzigen, die er auf Erden noch hatte — zu seiner Mutter!

Aber kommt ihm denn nicht die Frage, ob er sie noch habe, ob er sie finden werde unter den Lebenden? Ja, diese Frage taucht wohl auf, aber er verscheucht sie, er zertritt sie unterm Fuß, wie man einen schädlichen Wurm zertritt.

Seine Mutter muß noch leben; wenn es einen barmherzigen Gott gibt, so muß sie leben; er hat ihr so viel zu sagen, er muß ihr ja sein Herz ausschütten, sie muß ihm ihre Hand aufs Haupt legen, und er will sich auf den Knien ihre Verzeihung erflehen, bis sie sich über ihn neigt und an ihr Herz zieht und ihn segnet! — Ist ihm denn nicht der Gedanke gekommen, vorher zu schreiben, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob seine Mutter noch lebt? Freilich wohl; aber er hat's einmal gesehen, wie jemand, auch ein Deutscher, aus seiner Heimat einen Brief zurückbekam, und die Post hatte auf der Rückseite mit Blaustift die Worte geschrieben: „Adressat verstorben." Daß ihm vielleicht ein Gleiches widerfahren könne, war ihm unerträglich. Auch das lange Warten auf eine Antwort dünkt ihn zu schwer. Viel lieber wollte er sich selbst auf die Reise begeben. Die Unruhe der Reise, der Wechsel äußerer Eindrücke, das Treiben der Menschen, das Meer und der Sturm, es war ihm alles willkommen, nur um der Unruhe eines Herzens zu entfliehen, das Tag und Nacht fragte: „Werde ich sie finden? Werde ich sie finden?" Und er fand sie nicht.

Ach, wer wollte sich noch wundern, daß der einsame Mann auf dem Bänklein unterm Fliederstrauch sitzt und kein Ohr hat für des Lenzes herrliche Pracht! Wer so wie er im Buche der Vergangenheit liest, der bleibt hängen an dem Worte: „Das Wesen dieser Welt vergeht!"

V.

Wie ist es doch so wunderbar zu sehen, als eine rechte Kundgebung von der heimlich und still waltenden Güte des lebendigen Gottes, wenn nach langer kalter Winterzeit endlich die Schneedecke wegschmilzt von unseren Aeckern, wo wir im Herbst die Körnlein hineingestreut, ja, die zarten Hälmchen sind sogar gewachsen, und unter dem weißen Leichentuch kommt das junge, grüne, frische Leben hervor, als ein Wunder vor unseren Augen! Man möchte auf seine Knie fallen, wenn man's sieht, und die Hand küssen, die das getan. Und wenn über dem Grün die Lerchen aufwärts steigen, möchte man ein Loblied nach dem anderen anstimmen, von dem, was Gott an uns getan. Also geschieht's alle Jahre im Reiche der Natur. Aber wie geschieht's denn im Reich der Gnade? Gibt's da auch ein heimliches Walten und Grünen — unterm Schnee?

Die Herbstsonne war untergegangen. Rötlich lagen ihre Strahlen auf den Wipfeln der Kirchhofslinden, wehten einen schimmernden Duft über dem Gezweige der Hängeeschen und der Trauerweiden, die auf den Gräbern standen, und über die stille, abendliche Welt hin klang noch eine einzelne Vogelstimme, als sänge sie dem scheidenden Sommer einen Abschiedsgruß.

Es war ein alter Gottesacker, nahe vor dem Tor der alten deutschen Reichsstadt gelegen. Seit Jahrhunderten hatte man sie alle hier zur Ruhe gebracht, die Geschlechter und Familien mit den alten, immer wiederkehrenden Namen, und auch die in neueren Zeiten eingewanderten Fremdlinge und Ansiedler. An der West- und Südseite zogen sich die Grabgewölbe der Reichen und Vornehmen, welche, an die Kirchhofsmauer gelehnt, kleine offene Kapellen bildeten, mit eisernen Pforten verschlossen, an deren Mauern sich Inschriften und Bildwerke fanden. An den Pforten stehend, konnte man hinuntersehen auf die Särge, die dicht gedrängt und mit welken Kränzen geschmückt, in trübem Dämmerlicht zu erkennen waren.

Der Tod macht freilich alles gleich. Doch ist es des Menschen Art oder Unart, auch hier noch Unterschiede zu machen und Schranken aufzurichten. Draußen unter dem grünen Rasen, von den Vornehmen gesondert, lagen in langen Reihen die Gräber der gewöhnlichen Leute, der Bürger und Handwerker; und wiederum von diesen gesondert, auf dem sogenannten Gemeinteil, die Gräber der lieben Armut, die ungepflegten, blumenlosen, mit den verwitterten schiefen Kreuzen und unleserlich gewordenen Inschriften.

Gottes liebe Sonne aber machte keinen Unterschied. Ihr goldener Abendstrahl schien nicht schöner in die Grabkapellen der Reichen als auf die eingesunkenen Hügel der Armen, und der Duft blühender Herbstblumen und etlicher Spätrosen durchwehte den ganzen, in tiefer Stille daliegenden Raum.

Unter den Armengräbern zeichnete sich eins vorteilhaft aus. Es war ein Doppelgrab und sorgfältig gepflegt. Stein oder Kreuz zierten dieses Grab freilich nicht, denn das war auf dem Gemeinteil nicht gestattet. Aber ein breiter schöner Efeurand, mit dicht gedrängten Blättern, hegte es ein, und innerhalb desselben waren niedrige Monatsrosen gepflanzt und sorgsam gepflegt, an welchen sich noch reichliche Blüten zeigten. Man erkannte hier deutlich die fürsorgende Liebe eines Hinterbliebenen.

An diesem Grabe lag ein Mann, emsig beschäftigt, jede Spur eines aufwuchernden Unkrauts zwischen den Rosen und im Efeurand zu vertilgen. Das Tun seiner Hände war so eigentümlich, er ließ die aufgelockerte Erde beinahe liebkosend durch die Finger gleiten, daß man schon daran erkennen mochte, wie lieb ihm gewesen, was da unten schlummerte.

Jetzt richtete er sich mühsam auf. Die Glieder sind ihm in der knienden Stellung steif geworden. Er nimmt einen Stab, den er neben sich auf die Erde gelegt hatte, stützt beide Hände darauf und verharrt sinnend mit geneigtem Antlitz, und sein dunkles, umflortes Auge heftet sich so fest auf das blühende Grab, als wollte es tief, tief in die Erde dringen.

Seitwärts, an einem der weißen Marmorkreuze mit goldener Schrift lehnt eine Frauengestalt in tiefes Schwarz gehüllt. Neben ihr hat eine Weile ein kleines Mädchen gestanden. Die Zeit mag dem Kinde wohl lange geworden sein, es hat sich leise entfernt und macht einen Streifzug zwischen den Reihen der nächstliegenden Gräber. Der in Gedanken versunkene Mann hat es nicht bemerkt.

Der Mann an dem Rosengrabe fühlt plötzlich eine kleine, warme Hand, die sich auf seine Hände legt, und als er aufsieht, blickt er in ein Paar große, blaue Kinderaugen, und eine zweite kleine Hand bietet ihm einen kleinen Strauß schöner weißer Astern. „Warum steht auf deinem Grab nicht auch ein weißes Kreuz so wie auf Vaters Grab?“ fragte das Kind in seiner reinen Unbefangenheit. Und ohne auf eine Antwort zu warten, dann hinzufügend: „Willst du die Blumen haben für dein Grab? Vater hat schon so viele. Ich weiß auch, was auf Vaters Kreuz zu lesen steht: ‚Ich lebe, und ihr sollt auch leben.‘ Magst du das leiden?“

Der Mann wußte offenbar nicht, wie er sich mit diesem Kinde verhalten sollte. Er atmete tief und hastig, über sein blasses Gesicht flog es wie ein Lächeln, und seine Lippen sprachen leise den Namen: „Salome!“

„Nein,“ sagte das Kind, „ich heiße Magdalene, kannst auch „Lenchen“ sagen, das sagte Vater auch. Komm, geh mal mit mir herum, und lies mir vor, was auf den Kreuzen und Steinen geschrieben steht. Ich kann auch lesen, aber nur zu Hause im Fiebelbuch. Komm mit! Mutter steht noch lange da, das dauert oft eine ganze Stunde. Bitte, sei so gut!“

So plauderte und bat das Kind mit seiner süßen Stimme und blickte dabei so herzbewegend zu dem Manne auf. Er konnte den Blick nicht wenden von diesem lieblichen Antlitz, und noch einmal flüsterte er vor sich hin: „Salome, mein Kind!“ - und folgte dem ziehenden Händchen.

Von Kreuz zu Kreuz und von Stein zu Stein führte ihn das Kind, und der Mann las ihm die Inschriften mit seiner tiefen, ernsten Stimme, und je weiter sie miteinander kamen und je mehr sie lasen, desto weicher und bewegter ward dieser Stimme Ton.

Ach, da standen sie ja auch alle, die teuren Jesusworte, womit der eine, der den Tod und das Grab überwunden, uns beweist, daß Er unser Freund sei, bis in das Grab hinein; ja, viel mehr noch, wodurch Er uns die Wolken auseinanderzieht und uns hineinschauen läßt in die offenen Türen des Vaterhauses, wo wir bei Ihm sein sollen allezeit.

Martin Eichner — denn er war es, der seiner Mutter Grab mit Rosen bepflanzt hatte und es mit seinen Händen vom Unkraut reinigte — fühlte sich wie von einer höheren Gewalt fortgezogen, als die holden Lippen dieses Kindes ihn baten: „Komm mit!“ und die kleine Hand ihn nötigte, zu folgen. Es war ihm selbst noch nie in den Sinn gekommen, die Inschriften der fremden Gräber zu lesen, ihn zog ja nur immer und immer wieder das eine Grab an, was kümmerten ihn die anderen? Nun las er: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten.“

Das kleine Mädchen wiederholte langsam die Worte, und sie hatten einen eigenen Klang aus diesem Munde, der noch nichts davon ahnte, wieviel Trost und Hoffnung darin beschlossen sei.

Auf dem Grabe eines Kindes stand: „Seine Seele gefiel Gott wohl, darum eilte er mit ihm hinweg aus diesem bösen Leben.“

Dann wieder lasen die beiden: „Ich will euch wiedersehen, und euer Herz soll sich freuen, und eure Freude soll niemand von euch nehmen.“

So ging's von Kreuz zu Kreuz und von Stein zu Stein. Das Kind war unermüdlich, und dem Mann war's, als läge ein wunderbares Buch vor ihm aufgeschlagen und er lese drin Seite um Seite.

Nach einer Weile kam die Frau heran, sie

hatte das Kind vermißt, es aber bald in nicht weiter Entfernung mit einem Fremden langsam Hand in Hand von Grab zu Grab gehen sehen. Sie glaubte zuerst, daß es ein Bekannter oder Verwandter sei, den ihr Töchterchen gefunden. Zu ihrem Erstaunen sah sie aber beim Näherkommen, daß es ein Fremder sei, und noch mehr verwunderte es sie, das Lesen der Inschriften aus beider Munde anzuhören. Unbemerkt war sie ihnen nachgegangen, und je länger sie zuhörte, desto mehr ergriff sie des Fremden Art und Stimme.

Sie rief ihr Kind beim Namen. Das Kind ließ schnell die Hand des Mannes fahren und eilte seiner Mutter entgegen. Der Fremde fuhr zusammen und wollte rasch hinter die Bäume treten. Er mußte aber doch grüßen und hörte nun, wie das Kind sagte: „Mutter, wir haben zusammen gelesen, wie du und ich zu Hause in der Fiebel lesen; steht dies alles auch in meiner Fiebel, Mutter?"

„Nein, Lenchen," sagte die Frau, „aber es steht in der Bibel, da sollst du's alles auch lesen, wenn du größer wirst."

Und zu dem Manne gewandt, sagte sie freundlich: „Ich danke Ihnen, daß Sie sich des Kindes angenommen haben, ich hatte mich vergessen."

Martin stand noch lange an dem Ort und blickte den beiden nach, wie sie den Pfad hinabwandelten. Das Kind sah sich noch mehrmals nach ihm um und nickte ihm freundlich zu.

Am westlichen Himmel zog jetzt ein schönes Abendrot herauf, und der Abendstern funkelte hell. Von der Stadt her hörte man das Abendläuten. Dem langsam Heimkehrenden war's so wohl im Gemüt, als währe ihm Heil widerfahren. Was war ihm denn geschehen? Waren ihm wie Jakob die Engel Gottes begegnet, oder hatte er die Leiter gefunden, die Himmel und Erde verbindet? Oder war's vielleicht, daß unter dem Schnee eine junge Saat sich keimend regte?

Daheim in seinem Erkerstübchen lag noch immer die aufgeschlagene Bibel, vergebens seiner wartend. Nun hatte der Herr, dem es nimmer fehlt an Mitteln, eines Kindes Hand gebraucht und ihn sanft gezogen, daß er lesen mußte in dem großen, heiligen Buche, das aufgeschlagen daliegt auf den Gräbern der Entschlafenen, als ein Buch der Zukunft.

Fortsetzung folgt.

Das Geheimnis einer klugen Frau.

Frau N. bemerkte, daß zwei Freunde ihres Gatten in einen unordentlichen Lebenswandel gerieten. Es tat ihr das sehr leid, schon um ihres Mannes willen. Sie redete daher mit ihm darüber, und er nach seiner etwas rauhen Art sagte: „Wenn es so ist, so breche ich den Verkehr mit den beiden ab." „Nicht doch" erwiderte die Frau, „das würde unklug sein und die Männer nicht bessern. Ueberlasse mir die Sache. Gibst du mir die Sache in die Hand und einen Monat Zeit, so hoffe ich es dahinzubringen, daß es anders kommt."

„Du, Marie," sagte der Mann erstaunt, „du willst die Männer einen andern Weg führen? Willst du ihnen etwa ins Wirtshaus folgen?"

„Das nicht, ich weiß ein anderes Geheimnis, laß mir nur Zeit."

Der Mann gab sich zufrieden und wartete in aller Stille, was seine Frau wohl anfangen würde. Aber er konnte nicht das mindeste entdecken; dessenungeachtet aber bemerkte er, daß die zwei Männer ordentlicher und häuslicher wurden. Inzwischen war der Monat zu Ende gegangen, und jetzt konnte er es sich doch nicht versagen, seine Frau zu bitten, ihm das Zaubermittel mitzuteilen, das sie bei den beiden in Anwendung gebracht habe.

„Ein Zaubermittel habe ich nicht angewendet, es ist alles mit natürlichen Mitteln zugegangen. Statt an die Männer habe ich mich an die Frauen gewandt, hatte aber Mühe, mich ihnen verständlich zu machen.

Sie wünschten allerdings beide, daß ihre Männer mehr zu Hause bleiben möchten, und weinten darüber, daß sie oft so spät und angezecht nach Hause kämen. Es war ihnen ganz neu, daß ich ihnen sagte, sie seien selbst schuld daran, daß es ihre Männer so machten. Aber was sollen wir tun? fragten sie. Vor allem, sagte ich, sollten sie es einzurichten versuchen, daß ihre Männer es zu Hause behaglicher hätten. Das würde geschehen, wenn sie ihnen freundlicher entgegenkämen, wenn sie dafür sorgten, daß sie eine wohlaufgeräumte, saubere Stube vorfänden, daß das Essen zur rechten Zeit wohlschmeckend gekocht wäre, daß die Kinder, rein und sauber angezogen, ihnen fröhlich entgegeneilten. Sodann sollten sie versuchen, den Männern den Mund zu öffnen, daß sie

gern von dem erzählten, was ihnen den Tag über widerfahren sei, usw. Allmählich verstanden es die Frauen und gaben sich Mühe, mir zu gehorchen, und wirklich ging es von Tag zu Tag besser. Das ist alles, was ich getan habe, und ich denke, du wirst damit zufrieden sein."

Das ist fürwahr ein sehr gutes und billiges Mittel und obendrein probat, das heute angewendet wohl auch in den meisten Fällen sich ebenso wirksam erweisen würde. Viele Mißstimmungen in den Ehen und die daraus folgenden Lasterwege der Männer, die sie und ihre Familien ruinieren, könnten verhütet werden wenn die Frauen weiser wären und etwas Fleiß daran wenden würden, ihren Männern das Heim angenehmer zu machen.

Das Krankenhaus in Lodz.

Mein Mund soll verkündigen den Ruhm des Herrn, und alle Welt soll preisen Seinen heiligen Namen immer und ewiglich. Ps. 145, 21.

Auch wir wollen den Herrn preisen für alle Gnadenbeweise, die Er uns im vergangenen Jahre werden ließ. Wir durften im verflossenen Jahre 1367 Patienten aufnehmen mit 26,144 Pflegetagen und hatten 720 Operationen.

Von diesen waren 427 evangelisch, 855 katholisch, 68 Juden. Die Klasseneinteilung war folgende: 86 erstklassig, 164 zweitklassig, 1117 dritklassig. Unentgeltlich wurden 17 Personen aufgenommen mit 931 Pflegetagen, und ermäßigt 16 Personen. Unsere Roentgen- Diathermie- Elektrisation-Galwanisations-aparate leisteten uns gute Dienste.

Wir haben sieben Aerzte, die treu zu unserm Hause stehen und tun, was in ihren Kräften liegt, den Kranken beizustehen und ihnen zu helfen.

Diese 1367 Patienten, die im vergangenen Jahre bei uns längeren oder kürzeren Aufenthalt hatten, kamen alle, um bei uns Hilfe zu suchen. Wie vielem Leid und Weh mußten wir ins Auge schauen und wie gerne hätten wir in jedem Falle geholfen. — Doch danken wir Gott, daß es in den meisten Fällen möglich war.

Daß wir Schwestern das ganze Jahr unsern Dienst an den Kranken tun durften, trotzdem auch einige Schwestern durch schwere Krankheiten gehen mußten, sehen wir auch als eine große Gnade Gottes an.

In diesem Jahr durften wir wieder ein schönes Weihnachtsfest mit den Kranken feiern. Es war uns zwar nicht leicht, bei der Ueberfüllung des Krankenhauses ein Zimmer dafür frei zu machen. Doch mit großer Mühe gelang es uns endlich.

Es ist so schön, wenn die meisten Kranken dann unter das Wort kommen. Besonders aufmerksam sind dann die Juden. Br. Lenz brachte in deutscher und Br. Lesik in polnischer Sprache das Weihnachtsevangelium.

Eine extra Freude hatten unsre Kranken am Weihnachtsabend. Liebe Kinder Gottes sorgten dafür, daß jeder Kranke ein neues Testament auf seinen Tisch gelegt bekam in polnischer, deutscher und jüdischer Sprache.

Da saßen die meisten am brennenden Tannenzweig, den sie immer am heiligen Abend bekommen, und lasen im Worte Gottes.

Es ist unser aufrichtiges Bestreben, die Kranken mit dem Heiland bekannt zu machen.

Manchmal haben wir Gelegenheit zu sehen, wie Kranke vor dem Heimgang ganz klar den Heiland ergreifen. Auch viele von denen, die gesund entlassen wurden, sind überzeugt, daß sie anders leben müssen.

Welch gewaltige Aufgabe hat der Herr uns Schwestern gegeben. Wieviel Augen schauen auf uns, und oft sagen wir, wir Schwestern sind wie eine Stadt auf dem Berge, die von allen gesehen wird. Es kommt nicht immer auf unser Reden an, sondern auf unser leuchten. Unsere Schwestern können so schöne Wandsprüche malen. Der eine ist besonders schön, da heißt es: „Sonnenstrahlen hört man nicht, doch man sieht sie leuchten!" Solche Sonnenstrahlen wünschten wir alle zu sein.

Unlängst sprachen wir mit einem Bruder über unsre Schwierigkeiten, und da sagte er am Schluß: „O Schwestern, wir müßten viel mehr für euch beten." Und das möchten wir hiermit den lieben Gotteskindern sagen: „Betet für uns", daß der Herr durch die kleine Schar auf der Podlesna im Krankenhause Siege feiern könnte.

Und sollten hie und da junge Schwestern sein, die gern an dieser so großen Arbeit mithelfen möchten. O ihr dürft kommen, der Herr hat auch ganz bestimmt Arbeit für euch. Wenn eine Schwester auch viel drangeben muß, so findet sie doch in der Arbeit einen herrlichen

Ersatz. Oftmals schon durch einen dankbaren Blick oder ein dankbares Wort eines Kranken. Und wenn sie auch nicht damit rechnet, weiß sie doch: ich bin an dem Ort, wo mich der Herr nötig hat, und wo ich Ihm dienen kann. Und wie herrlich, wenn der große Meister am Ende deines Lebens sagen könnte: sie hat getan, was sie konnte.

Alle Schwestern, die sich dem Diakonissendienst widmen möchten, können sich vertrauensvoll an Oberschwester Berta Lohrer, Łódź ul. Podleśna 15 wenden.

Mit freundlichem Gruß an alle Geschwister
Schw. Bertha Lohrer.



Früheres Bethaus der Gemeinde Zduńska-Wola, in welchem die Gottesdienste bis zum Oktober des Jahres 1902 abgehalten wurden.

Wochenrundschau

Die chinesische Schriftart läßt sich zurückführen auf 214 sogenannte Schlüssel oder Urzeichen, während sonst ein gebildeter Chinese 10,000 derartiger Zeichen in sich aufgenommen haben muß, um sich durch Wort und Schrift verständlich zu machen. Alle zusammengesetzten Zeichen betragen 80,000, und diese dem Gedächtnis einzuprägen, dürfte wohl kein Menschenalter ausreichen.

Die Geschichte der Zeitung geht zurück bis in das Jahr 469 vor Christo, wo der Thebaner Epaminondas nach der Schlacht bei Mantinea einem Sklaven mit tonartiger Erde in Spiegelschrift das Wort Nice (Sieg) in die Hand schrieb; schweißtriefend drückte der Sklave einem weißen Opfertier die Hand in den Nacken, das dann durch Theben geführt wurde und dem Volk den Sieg verkündete. Eine der ältesten Zeitungen ist die geschriebene Pekinger Zeitung 400 Jahre vor Christo gewesen.

Das englische Riesenluftschiff „R 101" steht kurz vor der Fertigstellung. Seine Ausmaße sind riesenhaft. Es ist 245 Meter lang und hat einen Durchmesser von 40 Metern, es kann neben der Besatzung von 48 Personen noch 100 Passagiere mitführen, für deren größte Bequemlichkeit auf alle erdenkliche Weise gesorgt ist. So faßt der Luftriese eine ausgedehnte Heizanlage, eine geräumige Küche, einen

bequemen Speise- und Tanzsaal und 100 Kabinen. Die maschinelle Ausrüstung ist auf den modernsten Stand gebracht. Die erste Fahrt soll im Frühsommer erfolgen.

In Riga hat die lettische Regierung einige Angestellte russischer Handelsunternehmen verhaftet, was zu einer Spannung zwischen Moskau und Riga geführt hat. Die „Jswestija" greifen die lettische Regierung an und behaupten, diese gehe denselben Weg, den die englische Regierung gegangen sei. Das Blatt warnt die lettische Regierung vor einer solchen Politik. Der russisch-lettische Handelsvertrag wurde durch dieses Vorgehen ernstlich bedroht.

Trotzki hat versucht in Belgien Unterkunft zu finden, der belgische Ministerrat hat sich aber in seiner Sitzung gegen eine Einreise Trotzkis nach Belgien ausgesprochen. Es scheint, daß der ehemalige Machthaber Rußlands, der die ganze Welt auf den Kopf stellen wollte, nun nicht einmal ein Plätzchen in der Welt findet, wo er sich ungehindert niederlassen kann.

In Afghanistan scheinen die Kriegswürfel doch wieder zu Gunsten des alten Königs Aman Ullah zu fallen. Mehrere Stämme, die seine Gegner waren, haben ihm wieder Treue gelobt, wodurch sein Anhang bedeutend gestärkt worden ist. Wie gemeldet wird, hat sein Gegner Habib Ullah in Kabul erneut mehrere Anhänger Aman Ullahs, darunter 2 Neffen des Königs, verhaften lassen. Auch soll er angeordnet haben, die Pulverlager der Stadt zu unterminieren, um sie im Falle der Aufgabe Kabuls in die Luft sprengen zu lassen.

Aus London wird gemeldet, daß in der Coombs Wood-Grube in Halesowen in Worchestershire sich ein schweres Unglück ereignet habe, dem 8 Bergarbeiter zum Opfer fielen. In der Grube brach am frühen Morgen Feuer aus, durch das 9 Bergarbeiter eingeschlossen wurden. Einem der eingeschlossenen gelang es am späten Nachmittag, sich in Sicherheit zu bringen, indem er seine Mütze in den Mund steckte, um der Rauchwirkung nicht unmittelbar ausgesetzt zu sein. Die Rettungsmannschaften konnten trotz angestrengtester Tätigkeit erst am späten Nachmittag zu den eingeschlossenen Bergleuten vordringen. Alle Hoffnungen, die Verunglückten noch am Leben zu finden, erwiesen sich als trügerisch. Die 8 Bergleute waren bereits erstickt.

In Elbing durchschnitt im städtischen Krankenhause ein Kranker, anscheinend in einem Anfall von Geistesstörung, einem 85 Jahre alten Kranken mit einem Rasiermesser die Kehle. Der Tod trat auf der Stelle ein. Einem zweiten Kranken brachte der Täter lebensgefährliche Verletzungen bei. Ob Fahrlässigkeit in der Ueberwachung vorliegt, steht noch nicht einwandfrei fest.

Bei Równe in Wolhynien wurden Kupferlager entdeckt, und zwar nicht in Form von Erzen, sondern in Stücken von sehr schönem reinem Kupfer mit einer kleinen Beimischung von Silber und Zink.

Die Entdeckung wurde von dem Delegierten des staatlichen geologischen Instituts an Ort und Stelle nachgeprüft, der auch einen Zentner Kupfer und anderer, in der Nähe befindlicher Mineralien nach Warschau mitnahm. Das geologische Institut, das sich für diese Angelegenheit mehr vom wissenschaftlichen als industriellen Standpunkt aus interessiert, hält einstweilen mit irgend welchen praktischen Folgerungen noch zurück, bis das betreffende Gebiet genau untersucht und tiefere Bohrungen vorgenommen sein werden. Die Bohrungen sollen in diesem Frühling unter Aufsicht des Delegierten des geologischen Instituts in einer Zeitspanne von 2—3 Monaten durchgeführt werden.

Quittungen

Für den Kapellenbau in Kicin:

Weiter im Dezember eingegangen: Gem. **Krobanosch:** E. Sonntag 10, A. Konrad 5, B Schmalz 50, A. Janot 10, E. Kublick 17, R. Schmalz 5, M. Müller 5, F. Freiter 10, E Drath 15, Ern Drath 2, A. Drath 10. **Lipówek:** A. Latke 3, R. Samocki 3, H. Dartsch 7, R. Behnke 10, B. Behnke 2, E. Pudwill 2, Ungenannt 5. **Bukowski-Las:** F. Lehmann 5, K. Kropp 2, W. Kropp 2. **Dubeczno:** R. Neumann 7, H. Neumann 2, H. Henkel 2, G. Petrich 2, J. Kublik 2, K. Krüger 2, P. Neumann 2, A, Kopp 2, K Henkel 3. Gem. **Bukowiec** 100. Gem. **Dirschau-Schönek** 120. **Chełmno:** O. M. E. Hohensee 20. **Lessen-Neubrück:** A. L. Gottschling 100, Geschw. Münch 100, A. E. Truderung 50. **Draminek.** E. Drath 5.

Herzlichen Dank! D. Schmidt, Budy Ciemn. pocz. Sochocin, pow. Płońsk.

Redaktor i Wydawca: A. Knoff, Łódź, Smocza 9a Druk: „Kompas" Łódź, Gdańska 130.